

Leben

Astrid Kasperek

Von Terroristen und Genossen



Die Geschichte der RAF-Terroranschläge begann mit zwei Brandanschlägen auf Frankfurter Kaufhäuser im April 1968. Der Staat reagierte prompt und rüstete mächtig auf. Die Befugnisse des Bundeskriminalamtes wurden eklatant erweitert. Mit dem Aufbau der zentralen Datenbank Inpol war die Rasterfahndung geboren. Im Jahr 1972 entstand die Grenzschutzgruppe 9 (GSG 9), eine Spezialeinheit des Bundesgrenzschutzes. Und munter ging's mit der Aufrüstung der Staatsgewalt weiter, um sich gegen die linksterroristischen Feinde zu wappnen. 1972 erhielt auch der Verfassungsschutz neue Befugnisse: Es durften neben kriminellen nun ebenso politisch motivierte Bestrebungen beobachtet werden. Mit den Anti-Terrorgesetzen folgten 1976 Verschärfungen des Strafrechts, der Paragraph 129 a wurde eingefügt, der die „Bildung einer terroristischen Vereinigung“ unter Strafe stellt. 1986 kam ein neues Gesetz zur Bekämpfung des Terrorismus, das Strafen für Mitglieder, Rädelsführer und Hintermänner terroristischer Vereinigungen festlegte. 1998 hat sich die RAF offiziell aufgelöst. Die Gesetze gibt es noch heute, und sie werden laufend verschärft und erweitert. Die Terroranschläge des Post-RAF-Zeitalters geben weiterhin den Staatsschützern die Berechtigung, sich verstärkt über Menschenrechte und Datenschutz hinwegzusetzen. Ein Umstand, der damals der RAF Solidaritätsbekundungen auf friedliebenden, gewaltlosen politischen Akteuren der linksalternativen Szene einbrachte. Die Rede war oftmals von „verirrten Genossen“. Heute gibt es kaum Widerstand gegen Handy- und Computerüberwachungspläne der EU-Regierungen. Terror ist zu verurteilen, ganz klar, aber er darf auch nicht als Alibi für eine lückenlose Überwachung der Zivilgesellschaft dienen.

Margarete Endl

Werft einfach die Folien weg



Am Beginn seines Vortrags in Alpbach zeigte Gerald Gabrielse ein Foto seiner Füße in Birkenstock-Sandalen – aufgenommen bei seinem ersten Alpbach-Aufenthalt im Jahr 2001. Dann zeigte der Physikprofessor auf seine neuen Bergschuhe, die er mitten aufs Podium gestellt hatte, und sagte etwas von einem Birkenstock-Werbevertrag, den er nicht hat. Das Publikum lachte. Dann ging's an die Fakten: Protonen, Elektronen, Magnete. Wissenschaft pur. Und trotzdem bemühte sich Gabrielse um sein Nicht-Fachpublikum. Er machte die Materie und die Nicht-Materie so verständlich wie möglich, indem er zwischendurch das Bild eines Dan-Brown-Thrillers einblendete. Gabrielse lehrt an der Harvard University. Andere Vortragende – Namen werden hier nicht genannt – waren weniger nett zum Publikum. Sie stützten sich auf ihre Powerpoint-Präsentationen, als wären sie ihr Gehstock. Sie langweilten mit klitzekleinen Grafiken. Ich wünsche mir öfters einen Stromausfall. Denn ich wünsche mir freie Rede bei Vorträgen. Keinen vorgeschriebenen Text auf der Leinwand, den ein Herr Professor dann runterliest. Sondern einen Witz am Anfang oder ein bisschen Ironie. Seltsamerweise beherrschen das die Amerikaner besser als fast alle anderen. Das kann ja nicht an den Genen liegen. Das lernt man irgendwo. Hoffentlich nicht nur an den Elite-Universitäten, wo Vortragende ihre Studierenden nicht langweilen dürfen, weil diese sonst nichts mehr zahlen würden. Ich habe eine Bitte an die Kabarettisten und Schauspieler des Landes: Bringt unseren gescheiterten Menschen bei, wie man das Publikum unterhält. Und trotzdem die hochseriöse Rede, die Fakten, die Botschaft rüberbringt.



Das Europäische Forum Alpbach floriert vor seiner Bergkulisse. Man bespricht Zukunftsthemen mit einem Idealismus, der beinahe naiv, aber dringend notwendig scheint. Foto: APA/Gindl

Neues erdenken am anderen Zauberberg

Warum Zukunftsweisendes und Bodenständigkeit gut harmonieren.

Alexandra Riegler

Am Berg sagen sie „Griß di“. Die kleinen Mädchen mit Zöpfen, die im Hopserschnitt zur Schule und retour wippen. Die Greißlerin und der Bauer mit der Sense auch. Man ist dann so gleich per du miteinander, was prinzipiell vernünftig scheint.

Aus den Städten zugereist – seine Himbeeren zwar im chlorfrei gebleichten Papierschüsselchen einmal im Jahr selbst gepflückt – vertraut man auf Dienstgewand und Distanz. „Griß di“ hingegen scheint alternativ, exzentrisch gar und ist daher vielleicht bald schon modisch. „Griß di, Herr Doktor“, könnte man sich auf dem Bauernmarkt auf der Wiener Freyung gegenseitig beehren.

Der Rest scheint einem Heimatfilm entsprungen: Das Sich-Zurückziehen auf den Berg, zur Sommerfrische oder Klausur, um nach ausreichendem

Genuss von würziger Luft und echtem Menschenkontakt mit aufgeräumtem Kopf und legerer Kleidung heimzukehren. Wie das eben so ist, wenn man auf die Natur trifft, die den Rest des Jahres weggesperrt ist. Das mag zunächst affektiert wirken wie einst der Herr Hofrat Geiger, als er sich zur Mariandl-Mutter in die grüne Wachau chauffierte.

Ideen statt Business

Das Europäische Forum Alpbach ist eine allürenfreie und inspirierende Veranstaltung. „It is not a business spot“, schreibt Präsident Erhard Busek in seinem Alpbach-Blog. Und das tut dem Klima gut. Die entspannte Hemdsärmeligkeit bei den Treffen, bei Kamingesprächen und Spaziergängen. Auch Teile der Bundesregierung reisen herbei, weil man diese Veranstaltung seit Langem nicht mehr verpassen darf. Alpbach hat mit den

üblichen Konferenzzeitelkeiten wenig am Hut – auch wenn Telekom Austria es heuer mit um den Hals zu fädelnden Plastikkarten versuchte. „Griß di“, sagen die Leut' weiterhin, und Amtsgewänder und Protokoll wirken overdressed.

Man spricht am Berg dann über den europäischen Scheideweg, Klimaziele, Nanotechnologie und diskutiert sich in einen Idealismus hinein, der naiv scheint angesichts des gewohnten Tagesgeschäfts.

Doch genau das macht die Atmosphäre der Veranstaltung aus. Wenn Nobelpreisträger nebst Landespolitikern und Soziologiestudenten am „anderen Zauberberg“ nebeneinanderstehen. Das dazugehörige Sonntaggefühl, das förmliche Plätzenwollen vor Ideen und Antrieb sollte dringend auch anderswo Schule machen. Die unpräzise Diskussion von neuen Ideen ebenfalls.

Consultant's Corner

The power of fear

Wayne Hurlbert, (2/11/07, Business Blog, Entrepreneurship: Overcoming Fear) states „many potential businesses are derailed by the fears and concerns of others.“ This points out the impact of fear in a microeconomic sense but it has a wider application as seen in the halo surrounding the recent behaviour of the stock market. One expert source made the following non-committal assessment of the crash:

„There's a 1/3 chance it's only a small blip in an otherwise healthy economy, 1/3 chance that this is the beginning of a normal recession and 1/3 chance it is a disaster.“ Walking a tightrope in the confidence game, central banks are scurrying to take action, injecting liqui-



dity into their systems. Perhaps more importantly, they want to be perceived as decisive and prevent panic. Since recessions are measured retrospectively, much is still uncertain. But the world economy may be as influenced by collective fear as by reality. Webster University Professor Dr. Thomas Oberlechner's interdisciplinary study analyzing financial trader behaviour proved successful traders were surprisingly similar to medical doctors.

They did not dwell on failure, not letting fear derail them from focusing on success, perhaps a lesson worthy of rollout on a grander scale across economies.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners